

Berliner Debatte

Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs

INITIAL

1996

ISSN 0863-4564

ISBN 3-929666-64-2

2

Preis: 15 DM

Biographien im Umbruch

Heinz Bude im Gespräch mit Rudolf Woderich

Dynamische Gelegenheitssucher und defensive Einfädler

Ina Dietzsch, Irene Dölling

Biographien ostdeutscher Frauen

Erika M. Hoerning

Aufstieg und Fall der „neuen“ Intelligenz

Wolfram Fischer-Rosenthal

Rechtfertigen und Umschreiben

Rolf Henrich

Gesichter des Krieges

Peter Reinhart Gleichmann

Das gegenseitige Töten abschaffen?

Heinz Kleger

Fusion Berlin - Brandenburg

Biographien im Umbruch

- Zusammengestellt von Rudolf Woderich -

Editorial	2		
Dynamische Gelegenheitssucher und defensive Einfädler <i>Rudolf Woderich sprach mit Heinz Bude</i>	3	<i>Rudolf Woderich</i> Biographische Unsicherheit und berufliches Handeln von Lehrerinnen	33
<i>Ina Dietzsch, Irene Dölling</i> Selbstverständlichkeiten im biografi- schen Konzept ostdeutscher Frauen	11	<i>Cordia Schlegelmilch</i> Lebenswege in Deutschland. Die Prägekraft geschichtlicher Räume	47
<i>Erika M. Hoerning</i> Aufstieg und Fall der „neuen“ Intelligenz	21	<i>Wolfram Fischer-Rosenthal</i> Schreiben - Rechtfertigen - Umschreiben	63
<hr/>			
Nachlese: „Neues Denken“ über den Krieg		Ostdeutschland	
<i>Rolf Henrich</i> Gesichter des Krieges	81	<i>Heinz Kleger</i> Welches urbane Regime für eine verspätete Region? Berlin-Brandenburg auf dem Weg zu regionaler Handlungsfähigkeit	114
<i>Peter Reinhart Gleichmann</i> Sind Menschen in der Lage, das kollektive gegenseitige Töten abzuschaffen?	95	Rezensionen	
<i>Timm Genett</i> Die konfliktverschärfenden Folgen von Beschwichtigungspolitik. Das jugoslawische Sezessionsdrama	105	Gabriele Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte Rezensiert von <i>Thomas Schäfer</i>	124
		Angelika Behnk, Ruth Westerwelle (Hrsg.): Die Frauen von ORWO Rezensiert von <i>Sabine Hödt</i>	125

Cordia Schlegelmilch

Lebenswege in Deutschland

Die Prägestkraft geschichtlicher Räume

„Das eigentliche Vaterland ist wohl doch durch die Landschaft verkörpert und nicht durch die Nation.“

Marion Gräfin Dönhoff

„Wenn wir uns wirklich vereinigen wollen, müssen wir auch unsere Vergangenheiten vereinigen. Das geschieht am besten durch Erzählen bei deutsch-deutschen Begegnungen. Erst, wenn die Ostdeutschen und die Westdeutschen sich wechselseitig ihre Lebensgeschichten erzählen, werden sie wirklich begreifen, wie nah, wie ähnlich sie sich in allen Gegensätzen, trotz aller Fremdheit geblieben sind (...) Es geht um eine elementare Gerechtigkeit bei der Bewertung des gelebten Lebens: Das Urteil über das falsche, gescheiterte politische und ökonomische System der DDR darf nicht zum Urteil über die in ihm gelebten Biographien werden!“ (Dönhoff u.a. 1992: 90) Dieses Plädoyer für einen innerdeutschen Dialog in einem von Marion Gräfin Dönhoff und anderen herausgegebenen Manifest ist in der deutschen Geschichte so neu nicht. Es war Hannah Arendt, die in ihrer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Nachkriegsdeutschland auf die Bedeutung von Sprache und Erzählen für die Aneignung von Geschichte hingewiesen hat: Sprache hilft, Fragmente, die in den Trümmern der Geschichte verschüttet wurden, in die Gegenwart zu heben und dabei neue Bezüge herzustellen. (Nordmann 1993: 67 ff.)

Mein Beitrag rückt die Biographie von Frieda Sternberg und ihre Begegnung mit Marion Gräfin Dönhoff in den Vordergrund und geht nur in diesem Kontext auf die biographische Entwicklung von Marion Gräfin Dönhoff ein. Er versteht sich gleichwohl als Baustein eines vergleichenden Dialogs zwischen zwei typischen Vertreterinnen der Aufbaugeneration, die es im Osten wie im Westen gegeben hat und die als Zeitzeugen mit ihren Lebenserinnerun-

gen Einblick in die gemeinsame und getrennte Geschichte Deutschlands geben können. Anhand ihrer Biographien wird deutlich, wie sich trotz unterschiedlicher sozialer Herkunft und der Einbindung in gegensätzliche Gesellschaftssysteme bestimmte Traditionen und Mentalitäten des Vorkriegsdeutschland bis heute erhalten haben. Es kommt wohl auch nicht von ungefähr, daß beide Frauen unabhängig voneinander den Namen „Rote Gräfin“ trugen: Marion Gräfin Dönhoff als politische Gegnerin der Nationalsozialisten, und Frieda Sternberg als „Herrin“ über eine sozialistisch verwaltete LPG.

Marion Gräfin Dönhoff, die sich selbst als „passioniert politisch denkenden Menschen“ beschreibt (Der Tagesspiegel 1995), gehört einer Generation an, die einen großen Teil ihres Lebens in einem ungeteilten Deutschland verbracht hat. Sie ist 1909 in Ostpreußen geboren und als Mitglied einer Adelsfamilie preußisch-europäischer Prägung auf dem traditionsreichen Familiensitz Friedrichstein aufgewachsen. Nach Abschluß der Schulzeit und zahlreichen Reisen ins Ausland studierte sie Volkswirtschaft, zuerst in Frankfurt am Main. Aufgeschreckt über den Einfluß der Nationalsozialisten, der sich Anfang der dreißiger Jahre auch an der Universität zeigte, wechselte sie 1933 nach Basel, wo sie zwei Jahre später promovierte. 1938 übernahm sie auf Bitte ihres ältesten Bruders, der wie alle Männer damals zur Wehrmacht gerufen wurde, allein die Verwaltung des großen Familienbesitzes und später auch die Leitung. Offiziere, die am Aufstand gegen Hitler beteiligt waren, und Mitinitiatoren des gescheiterten Putsches vom 20. Juli 1944 gehörten in dieser Zeit zu ihrem engeren Freundeskreis. Als 1945 die Russen in Ostpreußen einmarschierten, begab sie sich mit ihrem Reitpferd auf jene abenteuerliche Flucht, die sie in ihrem viel gelesenen Buch „Namen, die keiner mehr nennt“ so eindrücklich beschrieben hat.

Seit 1946 ist sie Mitarbeiterin der Hamburger Wochenzeitung DIE ZEIT, die damals gerade eine Drucklizenz erhalten hatte. Marion Gräfin Dönhoff, später Chefredakteurin und Mitherausgeberin der ZEIT, hat für zahlreiche Veröffentlichungen und besondere Verdienste um die Verständigung zwischen West- und Osteuropa zahlreiche Auszeichnungen erhalten. Dazu gehören u.a. der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (1971), der Heinrich-Heine-Preis (1988) und der Brücke-Preis (1993).

Bereits seit Anfang der 60er Jahre plädierte Marion Gräfin Dönhoff für ein aktives Engagement in der deutschen Ostpolitik. 1964 schrieb sie in ihrer damaligen Funktion als Leiterin des politischen Ressorts der Wochenzeitung DIE ZEIT zusammen mit Theo Sommer und Walter Leonhardt, ebenfalls beide Redakteure der ZEIT, eine umfangreiche Reportage über das Leben in der DDR, die unter dem Titel „Reise in ein fernes Land“ erschienen ist: Zwei Wochen lang waren sie im März 1964 aus diesem Anlaß in die DDR gereist. Drei Jahre nach dem Mauerbau konnte man von der DDR weniger durch die räumliche Entfernung als durch die Undurchlässigkeit der Grenzen bereits von einem unbekannten Land sprechen. Eine der Personen, die Marion Gräfin Dönhoff im Rahmen dieser Reise damals aufgesucht hat und um die es im folgenden Text gehen soll, war Frieda Sternberg.

Den Namen Frieda Sternberg kannte man in der DDR. Sie war von 1952 bis 1987 Vorsitzende der Muster-LPG „Ernst-Thälmann“ in Wurzen-Bennwitz - eine der erfolgreichsten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG), die es zu den damaligen Bedingungen gegeben hat -, sie gehörte bis zum Ende der DDR zu den wenigen weiblichen Kandidaten des ZK der SED und war Trägerin hoher Auszeichnungen, wie des Karl-Marx-Ordens und des Vaterländischen Verdienstordens in Gold. Aber diese rein äußerlichen Merkmale der beruflichen und politischen Karriere einer „verdienten Frau des Volkes“ reichen nicht aus, um zu verstehen, warum es sich bei Frieda Sternberg nicht nur um eine bekannte Persönlichkeit der ehemaligen DDR handelt, sondern fast schon um eine Symbolfigur, der aufgrund ihrer „gelebten Geschichte“ auch vom politischen Gegner meist Achtung gezollt wurde. Sie gehört noch zur Aufbaugeneration der DDR oder, wie

der Germanist Hans Mayer diese Jahrgänge, die ihre Qualifizierung erst zu einem sehr späten Zeitpunkt nachgeholt haben, einmal beschrieb, zu den Menschen aus der „Tiefe der Gesellschaft“ (Mayer 1991: 145).

Ebenso wie Marion Gräfin Dönhoff stammt Frieda Sternberg, geboren 1920, aus Ostpreußen. Allerdings gehörte sie damals einer völlig anderen sozialen Klasse an. Sie war die Tochter einer Landarbeiterfamilie, ist nach einer aufregenden Flucht aus Ostpreußen im sowjetisch besetzten Gebiet geblieben und hat in der DDR einen beachtlichen beruflichen und politischen Aufstieg erlebt. Das damalige Gespräch zwischen den beiden Frauen Marion Gräfin Dönhoff und Frieda Sternberg, die nicht nur zwei gegensätzliche Pole der feudalistisch geprägten ostpreußischen Sozialstruktur repräsentieren, sondern den größten Teil ihres Lebens in zwei völlig gegensätzlichen Gesellschaftssystemen verbracht haben, ließ Anfang der 60er Jahre auf einen Beginn im deutsch-deutschen Dialog hoffen, der dann in dieser Form nie weitergeführt werden konnte. Seit Anfang der 70er Jahre wartete Frieda Sternberg vergeblich darauf, daß Marion Gräfin Dönhoff noch einmal eine Einreisegenehmigung erhalten würde.

Die Chance, den zwischen Marion Gräfin Dönhoff und Frieda Sternberg begonnenen und wieder abgebrochenen Dialog fortzusetzen, besteht erst heute wieder, zu einem Zeitpunkt also, zu dem die DDR bereits Geschichte ist. Aber es ist fraglich, ob beide Frauen noch einmal zu einem Gespräch zusammenfinden. So möchte ich, die Frieda Sternberg im Kontext einer soziologischen Gemeindestudie kennengelernt hat, mit dem folgenden Text die Rolle einer Vermittlerin übernehmen, was zugleich zeigt, wie Soziologie auch Geschichtsforschung sein kann.

Es war ein glücklicher Zufall, daß ich Frieda Sternberg überhaupt begegnet bin. Ich habe die heute 73jährige im Rahmen einer Gemeindestudie getroffen, die ich mit Unterstützung der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur im Zeitraum September 1990 bis September 1993 in Wurzen durchgeführt habe. Ich wollte beschreiben, wie sich die Lebenswelt von Bewohnern einer typischen Kleinstadt in der ehemaligen DDR nach der Deutschen Vereinigung verändert, bzw. welche Kontinuitäten und Beharrungsmomente zu er-

kennen sind. Dabei standen die subjektiven Wahrnehmungen im Vordergrund. Wie verarbeiten Menschen einer kleineren Stadt die gegenwärtige gesellschaftliche Umbruchphase im Rahmen ihrer persönlichen Biographien, wie verändert sich das soziale Beziehungsnetz in einer Kleinstadt?

Als ich die von der Statur her bäuerlich-kraftige und noch immer vitale Frau in einem Einfamilienhaus mit großem Garten in der Nähe von Wurzen das erste Mal aufsuchte, hatte sie zusammen mit einigen Familienmitgliedern gerade das Mittagessen beendet. Frau Sternberg, die, wie ich später erfuhr, als gelernte Köchin jahrelang für die Mitglieder der LPG gekocht hatte, versorgt noch heute ihre große Familie und sogar eine alte Nachbarin täglich mit dem Mittagessen. Auch ich kam noch in den Genuß eines großen Tellers Nudelsuppe, während ich einen Interviewtermin mit ihr vereinbarte. Es sollte nicht bei einem Gespräch bleiben.

Frieda Sternberg kann auch als Rentnerin über Einsamkeit nicht klagen. Zwar hat sie bereits 1974 ihren Mann verloren, aber noch immer sehr engen Kontakt zu ihren vier Kindern, die mit ihren Familien alle im näheren Umkreis wohnen. Von den inzwischen schon 24 Enkel(inne)n und 15 Urenkel(inne)n ist fast immer eine/r bei der Großmutter. Frieda Sternberg beginnt das Gespräch sogleich mit dem Hinweis, daß schon einmal jemand aus dem Westen zum Interview gekommen sei: „Die Gräfin“ hätte ihre LPG besucht, sagt sie bedeutungsvoll mit einer Mischung aus Stolz und Ehrfurcht über den Besuch. Aber das sei schon lange her gewesen, Anfang der 60er Jahre. Frieda Sternbergs Schilderungen sind auch nach der Wende noch engagiert und temperamentvoll, um nicht zu sagen: politisch-kämpferisch. Denn im Gegensatz zu einigen anderen ehemaligen Funktionären, die sich nach dem Ende der DDR nicht selten verbittert oder resigniert auch innerlich aus der Politik zurückgezogen haben, verfolgt Frieda Sternberg das politische Zeitgeschehen immer noch mit Interesse. Überhaupt zeigt Frieda Sternbergs Leben vielfältige biographische Brüche und in mancher Hinsicht eigenwillige Züge, die sich nicht ohne weiteres mit typischen Funktionärskarrieren vergleichen lassen und in die von der Parteispitze propagierten Klischees linientreuer Genossen passen.

Kindheit in Ostpreußen

Frieda Sternberg ist schon immer mit der Landwirtschaft verbunden gewesen. Sie wuchs in Kalkhöfen, einem kleinen, rund 170 Einwohner zählenden Ort im Kreis Ebenrode, dicht an der litauischen Grenze im damaligen Ostpreußen auf und war die zweitälteste von vier Töchtern einer Landarbeiterfamilie. Die Eltern, die beide aus Litauen/Polen stammten, besaßen eine kleine Bauernwirtschaft mit teils eigenem, teils gepachtetem Land, deren Erträge allerdings nicht zur Bestreitung des Lebensunterhalts ausreichten. Erschwerend kam hinzu, daß der Vater, gelernter Zimmermann, beim Bau der Eisenbahn in Elberfeld (1902) ein Bein verloren hatte und als Invalide nur nebenbei etwas mitarbeiten konnte. Im Sommer mußte die Familie, hauptsächlich die Mutter und die heranwachsenden Kinder, daher bei einem Großbauern dazuverdienen. Die Mutter verrichtete im Winter zusätzlich Näharbeiten für die Nachbarschaft.

Im Gegensatz zu ihrer Mutter, die Frieda Sternberg als streng gläubige evangelische Christin und an Politik wenig interessierte Frau beschreibt, war ihr Vater überzeugter Kommunist und Atheist. So wurde Frieda Sternberg zwar einerseits getauft und konfirmiert, kam aber durch den Vater, der 1922 Mitglied der Kommunistischen Partei geworden war und dem sie beim Austragen der kommunistischen Zeitung half, auch schon früh mit der Arbeiterbewegung in Kontakt. Dennoch habe sie damals mehr intuitiv als „klassenbewußt“ die sozialen Gegensätze auf dem Lande wahrgenommen, die sie beispielhaft an den eigenen fehlenden Bildungsmöglichkeiten und der schlechten medizinischen Versorgung für ihre schon früh verstorbene Mutter (1939) festmacht. Wir waren „die zweite Garnitur von Menschen“, faßt sie zusammen, „weil wir kein Geld hatten. Wir hatten eine Gesellschaft damals, wo Geld die Rolle spielte. Und das war eigentlich auch der Sinn, warum ich mich stets dafür eingesetzt habe, daß alle Menschen zu essen haben. Und so war auch mein Vater“. Die Erfahrung der Armut führte im Fall von Frieda Sternberg durch die prägende Kraft des Vaters jedoch nicht zu mangelndem Selbstbewußtsein, sondern zur Betonung anderer Werte: „Wir waren Menschen, die die Armut kannten, aber reich an

Charakter und Güte." Die humane Haltung des Vaters, seine Toleranz, Ehrlichkeit und sein „Dasein für andere“ hätten für sie in Zukunft Vorbildfunktion gehabt und sie dazu bewegt, „in seine Fußstapfen zu treten“.

Nach der zweiklassigen Volksschule lernte Frieda Sternberg, damals 14 Jahre alt, bei einem Gastwirt und Krämer im Dorf das Wirtschaffen und Kochen. Mit 19 Jahren heiratete sie den Maler Fritz Sternberg, der wenige Monate später für sieben Jahre in Krieg und Gefangenschaft mußte. 1944 begann auch für Frieda Sternberg, sie hatte inzwischen drei kleine Kinder, zusammen mit ihrer jüngeren Schwester und ihrem Vater die Flucht aus Ostpreußen. Ihr Ziel war Hannover, wo schon seit 1933 eine ihrer beiden Schwestern gewohnt hatte. Aber die Flucht endete - nach langen Umwegen und Strapazen - nicht in der westlichen Besatzungszone, sondern in Canitz, einem Dorf in der Nähe von Wurzen in Sachsen. Eigentlich sei dies ein reiner Zufall gewesen, meint Frieda Sternberg heute. Sie habe ganz einfach die Flasche Schnaps nicht besessen, für die einen damals „der Russe“ über die Brücke der gleich hinter Canitz vorbeifließenden Mulde gelassen hätte, ein Fluß, der damals zur Demarkationslinie zwischen Amerikanern und der Roten Armee erklärt worden war. So sei sie eben geblieben, zumal sich dort auf einem Ratsgut eine Arbeitsmöglichkeit als Landarbeiterin und eine Bleibe für die Familie angeboten hätte.

Obwohl die SBZ/DDR nach Kriegsende sogar den größten Teil der Umgesiedelten aufgenommen hatte, bleibt das Thema Vertreibung oder Umsiedlung in der DDR aus Rücksicht auf die sowjetischen Verbündeten ein unumstößliches Tabu. Die Biographie Frieda Sternbergs zeigt die persönliche Verarbeitung dieses „Dilemmas“ und eine nachträgliche Kritik an dem offiziellen Umgang mit diesem Abschnitt deutscher Geschichte, von dem immerhin 4,3 Millionen Umgesiedelte oder 24,2 Prozent der Gesamtbevölkerung der damaligen Sowjetischen Besatzungszone betroffen waren (Zahlen aus: von Plato/Meinicke 1991: 25).

Im Umgang des DDR-Staates mit den ehemaligen deutschen Ostgebieten und deren Umsiedlern, aber auch in bezug auf die von der DDR praktizierte Ost-West-Politik vermißt Frieda Sternberg Toleranz. Für sie war es daher auch weder ein Zeichen ideologischer Abwei-

chung noch eine Form von verkapptem „Faschismus“, sondern eine Frage des Heimatgefühls, wenn sie trotz offiziellen Verbots den Ebenrodenen Heimatbrief las, den ihr die im Westen lebende Schwester regelmäßig heimlich zukommen ließ. Das habe natürlich nicht bedeutet, daß sie zu denen gehört habe, die Ostpreußen oder ihre ehemaligen Höfe zurückhaben wollten, aber sie möchte sagen können: „...jawohl, das...da war auch mal dein Zuhause, ja? Ich will keinen Krieg, um das wiederzukriegen. Denn dort, wo du dich jetzt befindest, wo du dein Leben hast, es wird auch deine Heimat sein. Aber trotzdem war das doch unsere Heimat, unser Elternhaus, dort waren doch unsere ersten Wurzeln, und die ersten Wurzeln kann man nicht wegdiskutieren ... Wir haben dort auch Fehler gemacht, daß wir, will ich mal sagen, auch alle das als Nationalsozialismus abgetan haben, auch die Heimatvertriebenen. ... aber deswegen ist das doch nicht faschistisch oder schlecht, wenn ich sage, das war meine Heimat, nicht? Aber ich sage auch mit demselben Atemzug: für die, die jetzt dort leben, und die Generation, die dort geboren sind, ist das jetzt ihre Heimat. Und die will ich doch nicht haben und will die dort nicht weg-treiben. ... Aber ich möchte, daß man auch - ob es meine Kinder oder Sie sagen, da waren wir mal, das war mal unser Zuhause. Daß man mal dorthin fahren kann, reisen kann, wie man will.“

Andererseits habe sie nie verstanden, wenn ihr Vater, wenn er mal einen getrunken hätte, seiner Heimat nachgetrauert habe. „Das konnte ich nie verstehen. Ich habe immer gesagt, Mensch Opa, du hast es hier doch auch gut, ...unser schönes Zuhause, ...da habe ich gesagt, Menschenskind nochmal, wir leben doch hier, und wir arbeiten doch jetzt und das geht.“

Trotzdem habe sie es sich bei der Verleihung des Karl-Marx-Ordens 1968 nicht verkneifen können, einen vertrauten Parteigenossen zu fragen, ob es nicht doch möglich sei, noch einmal Ostpreußen sehen zu können. Der aber habe nur knapp mit: „Schlag dir das aus dem Kopf und vergiß, daß du es gesagt hast“, geantwortet.

Auch in der Bundesrepublik Deutschland gab es im Zusammenhang mit der Vertriebenenproblematik Themen, die lange tabu waren. So stellte Marion Gräfin Dönhoff, die sich seit 1946 im Rahmen zahlreicher Veröffentlichungen mit

der Ostpolitik der Bundesrepublik auseinander setzte und dafür zahlreiche Auszeichnungen erhielt, in einem 1959 erschienen Artikel fest, daß ein damals von der SPD eingebrachter Vorschlag, zugunsten der deutschen Wiedervereinigung auf die Ostgebiete zu verzichten und die Oder-Neiße-Linie anzuerkennen, einen „wahren Aufruhr“ gezeitigt hätte (Dönhoff 1985: 71). Sie selbst bekennt im Vorwort ihres Buches „Namen, die keiner mehr nennt“, daß erst zu Beginn der 60er Jahre die Trennung von ihrer ostpreußischen Heimat weit genug zurückgelegen habe, um „sich nüchterner, als dies zuvor möglich gewesen wäre, Rechenschaft darüber zu geben“ (Dönhoff 1991: 7). Erst Anfang der 60er Jahre sei sie imstande gewesen, für sich selbst „das zu akzeptieren, was dann später kam: den Verlust der Heimat“ (Dönhoff 1988: 220). Zusammen mit der Regierung Brandt trat sie seit Beginn der 70er Jahre für eine Politik der Versöhnung ein und plädierte nicht nur für Gewaltverzicht, sondern auch für Territorialverzicht. Marion Gräfin Dönhoffs Publikationen dokumentieren, in welchem schwierigen Prozeß es ihr möglich war, trotz schwerer eigener Erfahrungen zwischen persönlichem Schicksal und politischer Notwendigkeit zu unterscheiden. Am Ende lautet ihre persönliche Bilanz: „Das eigentliche Vaterland ist wohl doch durch die Landschaft verkörpert und nicht durch die Nation“ (Dönhoff 1991a: 25). Und ihre Beschreibung der „Kindheit in Ostpreußen“ schließt sie mit: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß der höchste Grad der Liebe zur Heimat dadurch dokumentiert wird, daß man sich in Haß verrennt gegen diejenigen, die sie in Besitz genommen haben, und daß man jene verleumdet, die einer Versöhnung zustimmen ... Vielleicht ist dies der höchste Grad der Liebe: zu lieben ohne zu besitzen“ (Dönhoff 1988: 221).

Schwiegen die Erinnerungen?

Ganz im Sinne ihres Vaters hat Frieda Sternberg mit dem Neuanfang in der SBZ die Hoffnung verbunden, am Aufbau einer neuen, besseren Gesellschaft ohne feudale Abhängigkeiten und krasse soziale Ungleichheiten, wie sie sie bisher erlebt hatte, mitwirken zu können. Ihre Überzeugung „Sozialismus ist, wenn jeder zu essen hat“ macht deutlich, daß für die da-

maligen „Übersiedler“, die „mit nichts begannen und als Fremde kamen“, vielleicht noch mehr als für die Einheimischen die unmittelbare Versorgung der Menschen mit dem Lebensnotwendigen im Vordergrund stand.

Sehr schnell fängt sie an, sich zunächst gewerkschaftlich, dann politisch, als Mitglied der SPD, für die Flüchtlinge einzusetzen, die von der einheimischen Bevölkerung bei weitem nicht immer mit offenen Armen empfangen und z.B. bei der Verteilung von Lebensmittelkarten benachteiligt wurden. Das politische Engagement Frieda Sternbergs ist zugleich Ausdruck dessen, daß sich die Übersiedler oft nicht mit ihrer sozialen Benachteiligung abfanden, sondern zum Teil schnell wirtschaftliche bzw. berufliche Erfolge für sich verbuchen konnten und damit auch in Konkurrenz zur einheimischen Bevölkerung standen.

„Und ich muß Ihnen ehrlich sagen, die sächsischen Menschen waren gar nicht so lieb mit uns. Die haben dort ihre Kühe geschlachtet und ihre Schweine geschlachtet, dann gab es Lebensmittelkarten, aber für uns als Landarbeiter nicht. Ja, für die anderen Landarbeiter, die dort lebten, die hatten ja ihr Eingemachtes, aber wir doch nicht. Da bin ich nach Grimma zu dem Landrat gefahren und habe gesagt, Herr Landrat, sind wir nun ein Arbeiterstaat? Die Arbeiter kriegen nichts zu essen ... wir hatten doch einen Volksentscheid 1946. 1946 bin ich da gewesen im Frühjahr, und da habe ich gesagt, die Landarbeiter werden keinen Volksentscheid unterschreiben, wenn die jetzt noch nicht einmal was zu essen kriegen.“ „Ja, ja. Ist es denn so schlimm?“ hat er gesagt. Und da ist er rausgekommen und hat uns Lebensmittelkarten gegeben. Das rechnen mir heute noch die Leute in Canitz hoch an, es sind noch ein paar, die da leben und sagen, „weißt du noch, wie du da gekämpft hast?“

Obwohl ihr Vater der KPD angehört hatte, habe ihr die SPD damals näher gestanden als die KPD, bekennt sie, weil die in Canitz ansässigen Mitglieder der SPD einerseits häufiger eigene, einschneidende Erfahrungen mit dem Hitler-Regime (z.B. KZ) mitgebracht hätten, andererseits sich weit mehr als Angehörige der KPD für die ökonomische Gleichstellung der Vertriebenen eingesetzt hätten. Die Vereinigung der beiden Ortsgruppen SPD und KPD zur SED im Jahr 1946 lief auch nicht ohne Probleme ab:

„SPD und KPD wurde dann vereinigt '46. Wenn ich da heute so zurückblicke, da ist so vieles Wahres dran, was wir nicht geschrieben haben in der Geschichte, was wir alles verdrängt haben, das stimmt, wenn viele hier sagen, die Geschichte ist verdrängt. Ein Beispiel, die Frau Haase aus Wurzen und der Mockerbubi aus Wurzen waren SPD-Funktionäre, damals war ich ja ein junger Mensch, nicht wahr... die hatten Redeverbot, durften nicht reden, weil die gegen den Zusammenschluß waren, und als wir dann dort saßen, dort in dem Canitzer Kleingasthof, da haben sich der Vorsitzende von der KPD und der Vorsitzende von der SPD nicht die Hand gegeben. ... Und da wollte niemand den Parteisekretär mehr machen. Und da sagte mein Vater, mein Kind, das mußt du dann machen. Das geht nicht anders. Wir können doch nun nicht... und da habe ich dort den Parteisekretär gemacht. So war der Zusammenschluß.“

Von diesem Zeitpunkt an nahm die berufliche und politische Entwicklung Frieda Sternbergs einen konsequenten und zunächst sehr raschen Lauf. 1948 wurde sie Mitglied der SED-Kreisleitung, 1950 Kreistagsabgeordnete, und ein Jahr später übernahm sie die Leitung eines großen Stadtgutes in Wurzen. Kurz nach der 2. Parteikonferenz der SED, im Juli 1952, in der die „freiwillige Vorbereitung des Sozialismus auf dem Lande“ durch die Kollektivierung der Landwirtschaft beschlossen worden war, gründete sie zusammen mit sechs Landarbeitern bzw. Arbeitern, darunter auch ihr inzwischen aus dem Krieg zurückgekehrter Ehemann, die LPG „Ernst Thälmann“ Wurzen-Bennewitz und wurde zur Vorsitzenden gewählt.

Die ersten Jahre der LPG verliefen für Frieda Sternberg, was die Rentabilität des Wirtschaftens und die Gewinnung neuer Genossenschaftsmitglieder betraf, erfolgreich, und nur so kann sie sich erklären, warum man sie auf dem IV. Parteitag der SED im Jahr 1954 zur Kandidatin des ZK der SED gewählt hatte: „Ich war ja damals nun die einzige da, und das war sicher der Ausgangspunkt, daß sie da suchten, wen könnten wir für's ZK mit wählen? Und so wurde der Vorschlag gemacht. ... Mich haben sie von der Heufuhre geholt. ... Ich war selber erschrocken, ja.“

Die Umstrukturierung in der Landwirtschaft empfand sie als gerecht. Allerdings, so meint

sie heute, seien auch Fehler gemacht worden und gewisse Ungerechtigkeiten passiert: „Nicht alle Großgrundbesitzer waren schlecht, sage ich immer wieder, und das habe ich am ersten Tag meines Antritts als LPG-Vorsitzende gesagt, wir hatten gute Rittergutsbesitzer, sehr, sehr gute. Ich habe von Ostpreußen noch einen in Erinnerung, den van der Goltz, der bei uns in Ostpreußen war, wo meine Tante und Onkel dort in Arbeit waren, ... die Achtung hatten vor diesem Menschen. Und das ist auch unser größter Fehler, daß sie sie alle über einen Kamm geschert haben.“

Sie erinnert sich auch an den damaligen Besitzer der Teppichfabrik. Der sei bei allen Arbeitern ein beliebter Mann gewesen, weil er sich um viele soziale Dinge gekümmert hätte. „Um den hat alles geweint damals.“

In den Augen von Frieda Sternberg hat die damalige Parteiführung zu wenig differenziert: „Und das ist das Stalinsche ... sehen Sie mal, so viele haben ... gegen Hitler gekämpft, die haben wir auch enteignet ... ja, konnte man da nicht tolerant sein und nur die enteignen, die das wirklich verdient hatten?“

War es die Mitgliedschaft in der SPD, die in offiziellen Berichten über Frieda Sternberg erst Ende der 80er Jahre erwähnt werden durfte und früher sogar als KPD-Mitgliedschaft ausgegeben worden war, oder gab es vielleicht andere biographische Fehler, die dazu geführt haben, daß sie nach einem so schnellem Aufstieg den Status des Kandidaten und lediglich ehrenamtlichen Funktionärs zeit ihres Lebens behalten hatte? War ihr Kandidatenstatus vielleicht bloßes Ergebnis einer stillen „Quotierung“ und sie, als Bäuerin, lediglich Aushängeschild einer Partei, die den Anspruch erhob, auch in politisch höheren Funktionen Frauen zuzulassen, ohne ihnen jedoch tatsächlich weitere Aufstiegschancen in die Führungsspitze einzuräumen? Frieda Sternberg kann sich das auch heute noch nicht schlüssig erklären. Sie sei ein „unangenehmer Partner“ gewesen, räumt sie ein, und habe viele agrarpolitische Entscheidungen von oben vor dem Hintergrund ihrer eigenen praktischen Erfahrungen nicht gutheißen können. Und tatsächlich ist sie in den ersten Jahren öfter angeeckt und aufgrund ihrer Kritik an dem Ende der 50er Jahre nach sowjetischem Vorbild eingeführten Modell der Offenställe auf dem V. Parteitag der SED (1958)

nicht mehr als Kandidatin aufgestellt worden. Von diesem „Rausschmiß“ ist sie kalt überrascht worden.

„Einen wesentlichen Anteil an dieser als einschneidende persönliche Niederlage empfundenen politischen Degradierung hatten ihrer Meinung nach Mitglieder der SED-Kreisleitung aus Wurzen, die ihr vom politischen Rang her unterstand und ihr den Erfolg als Frau mißgönnten. Und so sei unmittelbar nach ihrer Aufstellung als Kandidatin des ZK „der Neid von Wurzen los(gegangen)“. Aus vielfältigen Gründen warf man ihr ideologische Unklarheit vor:

„Denen war ich ein Dorn im Auge, weil ich wußte alles von Berlin und konnte dort ein bißchen machen, und das war denen doch - als Frau, na, da fingen die natürlich an zu stänkern und da war natürlich... und ich habe meine LPG 'n bissl offen geleitet und habe auch mit allen Kontakt gehabt und hab auch mal Kalbfleisch verkauft für eine Konfirmation und ... und das war natürlich ... Und dann mit dem Offenstall, da ging's dann los. Der Offenstall hat ja mir das Genick gebrochen, weil ich gesagt habe: Offenstall an der Mulde? Ich habe auch nie 'ne Kuh dort drin gehabt, muß ich auch sagen, aber trotzdem habe ich ihn auch bauen müssen, und da haben sie mir 'nen Heringskopf aufgehangen, weil ich nicht dafür war. ... Die (Mitglieder des Zentralkomitees, C.S.) haben vorher nichts gesagt, aber haben mich rausgenommen (aus dem ZK). Das kam von Wurzen her. Und die waren nie, nie dafür, daß ich nochmal reinkam.“

Aber so plötzlich wie ihre Abwahl, sollte sie dann doch mit Unterstützung von Lotte Ulbricht, die Frieda Sternberg bei einer Sitzung der Frauenkommission des ZK vermißt hatte, 1962 (zum VI. Parteitag) wieder in ihre alte Funktion berufen werden. *„Ich wußte das auch wieder nicht, daß ich reinkam. Aber das wurde dann von Berlin gesehen, wo ist die nun geblieben, die war doch da drin ... und die Sternberg Frieda war nicht dabei, warum, weshalb; und da bin ich von der Frauenkommission wieder vorgeschlagen worden. 1961 war ich auf dem Bauernkongreß in Rostock, und da habe ich die Lotte Ulbricht getroffen, und da sagt sie: 'Was, du bist nicht mehr im ZK?' Ich sagte, ich bin schon seit Jahren nicht mehr drin.“*

Trotz dieser Erfahrung zählt Frieda Sternberg ihre ersten 15 Jahre in ihrer Funktion als LPG-Vorsitzende zu ihren glücklichsten. Die

Phase bis Anfang der 70er Jahre sei insgesamt für die DDR erfolgreich verlaufen, eine Entwicklung, die sie stark mit der Politik Walter Ulbrichts verbindet, dem sie weit mehr Sympathien entgegenbringen konnte als seinem Nachfolger Erich Honecker. Bei Ulbricht habe man noch selbständiger wirtschaften und die Produkte in eigener Regie verteilen können, da seien die Strukturen noch übersichtlicher und weniger zentralistisch gewesen, urteilt sie rückblickend. Aber es waren auch ihre persönlich erfolgreichen Jahre, in denen sie mehr als in der Zeit Honeckers ausgezeichnet wurde, zum ersten und einzigen Mal an einer Regierungsdelegation nach Rumänien teilnehmen durfte und schließlich auch das für ihre Position nötige Wissen nachholte.

In diese Phase der aus der Sicht Frieda Sternbergs sog. „goldenen Jahre der DDR“ fällt auch der Besuch der Marion Gräfin Dönhoff, die auf ihrer „Reise in ein fernes Land“ auch die LPG „Ernst-Thälmann“ Wurzen-Bennewitz aufsuchte (vgl. Dönhoff u.a. 1964).

Ihr geplanter Bericht über Kultur, Wirtschaft und Politik in der DDR stand drei Jahre nach dem Mauerbau ganz im Zeichen einer „aktiven Ostpolitik“, der es zu diesem Zeitpunkt vor allem darum ging, die Kontakte über den „Eisernen Vorhang“, der eine „dichte Grenze“ bildete, sicherzustellen (Dönhoff 1985: 113). Ein solcher Austausch war damals aber auch durchaus im Sinne der DDR-Führung, die jede Gelegenheit nutzen wollte, ihre wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen, insbesondere die neuen Aufstiegschancen aus der Arbeiterschaft, ins rechte Licht zu rücken. Der westlichen Kritik an der Unfreiheit durch die neugeschaffenen Mauern setzte die SED die Betonung der Durchbrechung der Klassenschranken, also der sozialen Freiheit entgegen, und so fiel der Bericht über den Besuch der Marion Gräfin Dönhoff in der Wurzenener Lokalzeitung auch sehr moderat aus. Unter dem Titel „Die wahre Freiheit der Frieda Sternberg“ und mit einem Foto, auf dem man Frieda Sternberg sieht, wie sie vor den Augen ihrer beiden jüngsten Kinder in einen Trabant einsteigt, heißt es über die beiden Frauen: „Heute wie damals gehören sie ganz verschiedenen Welten an. Gräfin Dönhoff - ehemals Rittergutsbesitzerin. Friedel Sternberg - die einstige Landarbeiterin. Für beide hat es 1945 einen tiefen Einschnitt gegeben. Jahre

später ist Gräfin Dönhoff Journalistin in Hamburg, Friedel Sternberg die kluge und selbstbewußte Leiterin eines landwirtschaftlichen Großbetriebes. Beide beschäftigt die Frage: Wie soll es in Deutschland weitergehen? ... Zwei Frauen aus ganz verschiedenen Welten reichen sich die Hand zum Gruß. Schweigen die Erinnerungen? Die Rittergutsbesitzerin von einst und hier die Vertreterin der ehemaligen „Habenichtse“. Läßt sich eine gemeinsame Sprache finden?“ (Leipziger Volkszeitung, 21. Juni 1964, S. 7).

Wenn sich Frieda Sternberg an diesen Besuch erinnert, kommt sie heute noch ins Schwärmen. Natürlich habe sie den Sozialismus verteidigt, aber damals, in den 60er Jahren, sei die LPG noch so gewesen, wie sie sein mußte; größere Bauvorhaben, wie z.B. eine große Hühnerfarm, seien bereits im Projektierungsstadium gewesen. Der natürliche Kreislauf in der Landwirtschaft sei durch die (dann 1972 erfolgte) Trennung in Tier- und Pflanzenproduktion noch nicht zerstört gewesen. Außerdem sei „die Gräfin“ äußerst bescheiden aufgetreten und habe sich viel Zeit genommen. *„Die war einen ganzen Tag bei mir, die ist sogar mit dem Trabant gefahren, ... jeder dachte, die Gräfin, die Gräfin, die war so bescheiden. ... Die war im Kuhstall und die wollte alles sehen, wie die Leute wohnen. Ich sage, Frau Gräfin, überall wo Sie wünschen, wir machen nichts vorbereitet, Sie können alles sehen, wie wir es haben.“*

Das Gespräch sei in sachlicher Atmosphäre geführt worden: *„Jeder definiert den Sozialismus anders. Nicht einer böse, der andere nicht böse. Nicht einmal die Gräfin Dönhoff macht das böse, ganz korrekt.“*

Marion Gräfin Dönhoff ihrerseits kommentierte nach ihrer Reise das System der landwirtschaftlichen Produktion in der DDR kritisch und mit einem unfehlbaren Blick für seine Schwächen: „Tatsächlich kostet die Landwirtschaft in der DDR den Staat mit allen Investitionen rund 10 Milliarden D-Mark im Jahr. Mir schwirrte der Kopf. Nie in meinem Leben hatte ich mir vorgestellt, daß man auf so komplizierte Weise landwirtschaften kann. Nie hätte ich geglaubt, daß man einen normalen Bauern in eine elektronische Rechenmaschine verwandeln könne. Und noch eines: Nie könnte wohl in der freien Wirtschaft ein Betrieb von 660 Hektar überleben, der 134 volle Arbeitskräfte beschäftigt, 13 Trak-

toren und 16 Pferde. Die DDR-Landwirtschaft ist wahrscheinlich eine der teuersten der Welt“ (Dönhoff u.a. 1964: 53).

Gleichzeitig schließt sie das Kapitel mit einer Charakterisierung Frieda Sternbergs, der sie offenbar viel Sympathie entgegenbringt: „Wie sie (Frieda Sternberg, C.S.) da so vor uns sitzt neben dem wärmespendenden Kachelofen, umgeben von ihren Spezialisten und Brigadiers - ganz wie in einer Szene von Schlochow -, wie sie den Osten geschickt verteidigt, den Westen scharf angreift, da kann man sich schon vorstellen, daß sie einen gewissen Erfolg mit ihren Bemühungen haben wird. Ich würde nicht gerne in einer LPG leben, aber wenn es denn sein müßte, dann wenigstens unter Frieda Sternbergs Führung“ (Dönhoff u.a. 1964: 54).

In den Büchern „Namen, die keiner mehr nennt“ (1991, zuerst 1964) und „Kindheit in Ostpreußen“ (1988) berichtet Marion Gräfin Dönhoff in einer Art persönlicher Trauerarbeit nicht nur von ihrer dramatischen Flucht aus dem Osten, sondern beschreibt auch ausführlich die damaligen Lebensverhältnisse und menschlichen Beziehungen, unter denen sie in Ostpreußen groß geworden ist. In dieser Beschreibung finden sich interessante Übereinstimmungen zu der Erzählung Frieda Sternbergs, die, wenn auch aus völlig entgegengesetztem Blickwinkel, zu einer ähnlichen Charakterisierung kommt: Der Alltag in Ostpreußen war geprägt durch gemeinschaftliche Lebensformen, die sich vor allem durch eindeutige Über- und Unterordnungsverhältnisse und die Personalisierung sozialer Beziehungen auszeichneten. Die Ökonomie Ostpreußens basierte noch zu einem großen Teil auf bargeldloser Tauschwirtschaft, so daß z.B. Landarbeiter den größten Teil ihres Lohnes in Naturalien (Wohnung, Brennholz, Lebensmittel etc.) erhielten. Waren es im Fall der „Klasse“ Frieda Sternbergs die feudalmateriellen Abhängigkeiten, die so etwas wie ökonomische Versorgungsgemeinschaften unter den Landarbeitern erforderlich machten und zugleich eine Mischung aus Dankbarkeit, Bewunderung und Feindschaft gegenüber dem Adel erzeugten, so waren es aus der Sicht von Marion Gräfin Dönhoff die Privilegien des Adels, die eine Reihe von Gegenleistungen für die „fest umgrenzte Gemeinschaft“, in die man eingebunden war, verlangten. Das paternalistisch

geprägte Muster der damaligen gesellschaftlichen Autoritätsverhältnisse und die streng hierarchische Gliederung der ständischen Sozialstruktur bedeuteten aus ihrer Sicht „Selbstlosigkeit und den Blick auf das Ganze, das der eigenen Verantwortung“ (Dönhoff 1988: 190) unterstand. Eine solche Gemeinschaft beschränkte sich folglich nicht nur auf die Familie, sondern umfaßte auch das Dienstpersonal und die abhängig beschäftigten Landarbeiter. So wie jedoch nach Dönhoff der Paternalismus „egoistisch labile Figuren“ dazu verführen könne, ihre Stellung auszunutzen und ihre Privilegien zu mißbrauchen (ebd.), so erzählt Frieda Sternberg, daß sie von ihrem Vater immer davor gewarnt worden sei, dem Großgrundbesitz gegenüber in Haß zu verfallen. Die persönliche und politische Konsequenz beider Frauen lautet daher übereinstimmend und versöhnlich: „... ein System, das gegen Mißbrauch gefeit ist, ist noch nicht erfunden. Wo Menschen schalten und walten, da geht es eben ‚menschlich‘ zu.“ (Dönhoff 1988: 190)

Frieda Sternberg formuliert das Problem ähnlich: *„Unsere Arbeiter hatten nichts ... und haben nachher auch die Macht in sich vereint und haben auch nichts für andere gemacht. Also ist es ein menschliches Problem, zutiefst charakterlich menschliches Problem. Und ob die Menschen mal geboren werden, die dann wirklich ganz sozial ... ? Bis jetzt ist noch keiner in den tausenden Jahren ... alle haben sich ein Kapital unter den Nagel gerissen. Und wenn sich jetzt die Sozialisten, so Lenin und Stalin, kein Kapital (unter den Nagel gerissen haben, C.S.), dann haben sie natürlich die Macht ausgeübt in anderer Form.“*

Die Produktionsgenossenschaft als Großfamilie

Kritiker halten Frieda Sternberg vor, daß sie ihre Position dazu genutzt habe, sich und ihre Familie „wo es ging“ zu bereichern. Sie hätte sich mit der LPG ein „Familienimperium“ errichtet, immer „ihre Hand über ihre Kinder gehalten“ und nach dem „Erbhof-Prinzip“ gehandelt. In ihrer Selbstcharakterisierung bestreitet Frieda Sternberg heute nicht, daß sie ihre Beziehungen zur Macht für sich und die Ihren genutzt hat. Gleichzeitig machen ihre Schilderungen aber auch deutlich, daß sie unter Familie

mehr verstanden hat als den Kreis der verwandtschaftlich verbundenen Familienmitglieder. Frieda Sternberg sah sich selbst in erster Linie als LPG-Vorsitzende, die alle Genossenschaftsmitglieder wie eine große Familie mit Güte und Strenge eines „Hausvaters“ zu Einsatz und Leistung zu motivieren, aber auch zu versorgen hatte. Die in der LPG beschäftigten Familienmitglieder waren für sie in diesem Sinne vor allem Genossenschaftsmitglieder und unterlagen denselben Funktionsmechanismen wie andere Mitglieder der LPG. Auch der eigene Haushalt war – so könnte man zugespitzt formulieren – mehr eine Suborganisation der LPG, die sich wenig von den anderen Funktionseinheiten unterschied. Das oberste Prinzip der Frieda Sternberg lautete deshalb auch für den privaten Bereich: Arbeitsdisziplin und Ordnung. Dies durchzusetzen sei vor allem deshalb nicht konfliktlos vor sich gegangen, weil sich auch in der DDR traditionelle Rollenklischees gehalten hätten und Frieda Sternbergs Ehemann nicht nur eine geringere berufliche Position als sie hatte, sondern ihr als Mitglied der LPG (er war Fahrer) direkt unterstellt war.

„Meinem Mann haben sie auch immer gesagt: Deine Frau hat die Hosen an. Darunter hat mein Mann auch gelitten. Zuletzt hat er sich damit abgefunden ... Und wenn mein Mann nicht so gutmütig (gewesen wäre, C.S.), ... da wäre es wirklich weiß Gott zum Krachen gekommen. Ich habe nicht eine glänzende Ehe geführt, also ich bin an meinem Geburtstag, auch an meinem Hochzeitstag fast nie zu Hause gewesen. An meinem Geburtstag waren meistens Sitzungen und an meinem Hochzeitstag am 8. Juni war fast jedes Jahr AGRA, und ich bin jedes Jahr 14 Tage bei der AGRA gewesen. Ich hatte meinen Hochzeitstag vergessen. Da standen Blumen auf'm Tisch, da war ich gar nicht zu Hause. Ich bin manchmal nachts nach Hause gekommen und andern früh um 7 bin ich schon wieder fort.“

Offensiv verteidigt sie auch für eine Kollektivwirtschaft die Notwendigkeit einer Leitung und bekräftigt dies mit dem Hinweis auf die Arbeitsmentalität in der ihr ansonsten sehr nahestehenden Sowjetunion. Dort gebe es ein geflügeltes Wort: „Arbeit ist kein Hase, läuft nicht fort“, und deshalb brauchen die Russen, so Frieda Sternberg, eigentlich „einen Zaren. Einen, der ihnen sagt, wo's langgeht.“ Auch sie habe in der

DDR „den Machtmann gespielt“ und in den ersten Jahren selbst für ihren eigenen Mann die Normen ausgerechnet. Ja, und sie habe ihn sogar einmal als Brigadier abgelöst, weil „der ... das nicht gut gemacht“ hat. Dennoch billigt man ihr, wenn es um ihren Leitungsstil geht, politischen Instinkt zu. Frieda Sternberg war durchaus in der Lage und willens, Verantwortung zu delegieren: Sie hatte etliche ehemalige Großbauern des Kreises bei sich im Vorstand oder diese zu ihren Beratern gemacht, wollte auf deren Erfahrungen und Qualifikationen nicht verzichten, war sich aber auch dessen bewußt, daß ein geschicktes Einbinden des früheren „Klassen-gegners“ taktisch klüger sei, als die offene Konfrontation. Auch die Leute aus dem privaten Handwerk stützte sie, wo sie konnte, weil sie ihrerseits auf deren Hilfe angewiesen war.

In der Phase der Kollektivierung, erzählt Frieda Sternberg, hat sie ganz bewußt den Bauern verantwortungsvolle, leitende Funktionen zu übertragen. *„Die Bauern kriegten ihre Arbeit, die sie liebten. ... Sechs LPG-Vorsitzende habe ich dort übernommen, sechs LPG-Vorsitzende waren meine Leiter, ja, die waren alles große Bauern, und die konnten alle vielleicht mal mehr als ich ... Der eine, der war Baubrigadier, der andere war Feldbaubrigadier ... ich weiß doch... daß die was machen wollen. Die wollten doch nicht nur den Trecker fahren, das ist doch klar, die haben doch ihr Leben lang auch regiert.“*

Demokratie, darunter versteht Frieda Sternberg allerdings weniger eine konfliktreiche kollektive Willensbildung, sondern daß Menschen entweder von einer politischen Idee überzeugt sind oder sich zumindest deshalb loyal verhalten, weil sie vom System profitieren. *„Demokratisch ist es erst, wenn die Menschen davon überzeugt sind. Und wenn die überzeugt sind, die Menschen, dann machen sie es auch mit. Und die haben doch mitgemacht, die haben mit uns doch mitgemacht, also war es doch nicht alles schlecht.“*

Auf die Frage, ob sie nicht gemerkt habe, daß die politische Überzeugung sich eventuell so schnell nicht einstellt, plädierte sie für Toleranz: *„Man muß auf die Menschen eingehen, man muß tolerant sein, man kann nicht so sagen, willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein. Nur meine Idee ist richtig; nee, man muß auf die Menschen hören ... jeder fühlt doch anders. Sie fühlen an-*

ders als ich. Wir fühlen alle beide anders, also muß man tolerant bleiben. Und das war der Fehler der Partei. Wer nicht mit ihnen mit war, wurde weggejagt. Und das sehe ich als Fehler an. Nicht den Sozialismus, der gestrauchelt ist. Gestrauchelt ist die Intoleranz, diese Diktatur, und dieses ‚Muß‘.“

Kritik mußte sie auch einstecken, weil sie die Quotierung in ihrer Leitung nicht einhielt, also zuviel Vertreter der Blockparteien und parteilose Mitglieder hatte. *„Man kann es ja heute sagen: Der Erste Sekretär ... hat gesagt: Du umgibst dich nur mit Parteilosen. Da habe ich gesagt, W. (Name des Ersten Sekretärs, C.S.), aber mit Menschen, die das tun. Jetzt sage mir, was machen die schlecht? Was machen die schlecht? ... Die gehen mit uns mit und warum soll ich denen...? Ach nee! ... Und das war eigentlich mein Durchhalten.“*

Frieda Sternbergs Schlußfolgerung, daß der Sozialismus funktioniert hätte, wenn alle wie sie gehandelt hätten, ist aus dieser Sicht nur konsequent. Wie sehr auch die Haltung eines wohlwollenden paternalistischen, gemeinschaftsorientierten Führungsstils der Erhaltung persönlicher Macht diene und wesentliche Funktionsbedingung eines Herrschaftssystems war, dessen politische Willkür Frieda Sternberg selbst erfahren hat, kommt, wenn es um ihre eigene Rolle in diesem Prozeß geht, kaum ins Blickfeld.

Obwohl Frieda Sternberg also durchaus nach dem Macht- und Autoritätsprinzip handelte und, wie es oft heißt, nach 1945 immerhin dazu beigetragen hatte, „die Bauern zu legen“, wird ihr von anderen ein uneigennütziger, einsatzbereiter Idealismus und ein starker Gemeinsinn bescheinigt, der über den eigenen Egoismus und die von außen oft als „Clan“ bezeichneten Familienstrukturen hinausgereicht hätte. Ihr Verständnis von Sozialismus als Gegenteil von Egoismus bedeutete im gelebten Alltag: Selbst gut leben, aber auch die anderen teilhaben lassen. „Leben und leben lassen“, dieses Prinzip, so wird gesagt, habe Frieda Sternberg beherrscht. Ihre LPG diente als ökonomische Versorgungs- und Verteilungsgemeinschaft für alle tätigen oder schon verrenteten Mitglieder. Noch bis zum Ende der DDR waren es für LPG-Mitglieder vor allem Naturalien und Versorgungseinrichtungen wie Krippen und Urlaubsplätze, die die Barzahlung ergänzten. Die LPG

war zudem wichtige Schaltstelle kommunaler Selbsthilfe.

„...Ich hab ja immer noch gekämpft wie ein Löwe für uns, für den Kreis; überall, wo wir was herkriegten, da haben wir es geholt. Daß alle kriegten, Hunderte von PKW's, Hunderte von LKW's und Zugmaschinen und und und. Frieda, wir brauchen wieder, Frieda, wir brauchen das' ... Ich sage, na ja, ich werd mal wieder anrufen, mal sehen ... Als 1984 die Industriepreisreform kam, ja, 1982 habe ich das ja schon gewußt, da habe ich gesagt, wir müssen uns eindecken, daß die Heide wackelt Hunderte PKW's und LKW's und Zugmaschinen, was da war, habe ich nach Wurzen reingeschleppt. Das wurde bezahlt, nach Abschreibung, ganz korrekt. Die waren billig ... ja, was denn, ich sage, solange wie das geht ... Und da kam ich eben ran, nicht. Da kam nicht jeder ran ... Wir waren dadurch aber immer gut angesehen und überall beliebt. Überall wußten sie, daß wir nicht für uns allein kämpfen. Nicht, daß wir nicht Egoisten sind, daß wir nicht Konzern werden. Das hab ich ja unter Sozialismus verstanden, daß wir keine großen Gelder zusammenhäufen für einen und für die anderen, sondern daß wir wirklich sozial allen Menschen, die wirklich fleißig sind und arbeiten, daß wir für alle Menschen ein soziales Umfeld schaffen.“ Bei „Frieda“ arbeiten zu dürfen war daher Privileg, aufhören zu müssen eine Bestrafung, heißt es in ihrem näheren Umfeld oft.

Frieda Sternberg ist trotz ihrer hohen politischen Funktion und ihrer Rolle als LPG-Vorsitzende überraschend undogmatisch und wenig verbissen, was sie selbst manchmal rückblickend ironisch-selbstkritisch auch „unsere Gefühlsduselei“ nennt. Mit dieser Charakterisierung läßt sich die politische Haltung Frieda Sternbergs gegen zwei andere Haltungstypen abgrenzen: Zum einen gegen den Typus des disziplinierten „Parteisoldaten“, dem es, so Frieda Sternberg als Praktikerin, „immer um das ideologisch Schlechte“ ging, und zum anderen gegen die Haltung der nachrückenden Generation, die in der „technokratischen Reformphase“ der DDR aufwuchs. (Vgl. dazu die Unterscheidung historischer Entwicklungsphasen der DDR nach Meuschel 1992.) Spätestens seit Beginn der 80er Jahre trat der bisherigen Machtelite eine oft selbstbewußte, weil höher qualifizierte Fachelite gegenüber, die dem Leistungs-

prinzip und der Effizienz mehr Geltung verschaffen wollte. Aber nicht nur im unterschiedlichen politischen und beruflichen Selbstverständnis hatte sich ein erhebliches Konfliktpotential zwischen den Generationen angestaut. Während es sich bei Frieda Sternberg vor allem um die Vertreterin einer Aufstiegsgeneration handelt, hatten sich für die jüngeren Altersgruppen die Aufstiegsmöglichkeiten erheblich reduziert (vgl. Engler 1992 und Kohli 1994: 22). Die Aufbauleistungen der älteren Generation dienten zudem oft als moralische Rechtfertigung, möglichst lange ihre Positionen zu behalten. Viele aus der nachrückenden Generation fühlten sich daher in ihren beruflichen Zielen eingeeengt, beruflich unterfordert und warteten vergeblich auf einen Führungswechsel. Die Gründe für die schleppende generationsmäßige Ablösung in Führungspositionen spricht Frieda Sternberg selbst an.

„Solange, wie sie dort sind, da sind sie in Ehren. Sowie sie den Podiumstisch verlassen, sind sie in Unehren, und das ist doch kein sozialistisches System. Wer bei denen in Ungnade gefallen ist, fiel in den Keller. ... Und so müssen Sie sich auch vorstellen, daß sie alle kämpften um ihren Posten, damit sie bleiben, bleiben, bleiben.“

1987 fiel es der immerhin zu diesem Zeitpunkt schon 67jährigen nicht leicht, ihren Platz für ihren Stellvertreter, einen damals knapp 40 Jahre alten promovierten Agraringenieur, zu räumen. Die schwierige Ablösung Frieda Sternbergs spiegelt sehr deutlich den Generationskonflikt wider, in dem die Älteren den eigenen, mehr intuitiven, praxisnahen, aber auch emotionaleren Führungsstil gegen die nüchterneren, wissenschaftlich orientierte Haltung der jüngeren Nachfolger ausspielten. Frieda Sternberg sprach ihrem damaligen Stellvertreter vor allem zwei Fähigkeiten ab: Den geschickten Umgang mit den „sturen“ Bauern und die Fähigkeit, Verantwortung abzugeben. Er habe allein leiten wollten, aber „nicht jeder Wissenschaffler kann die Praxis bei diesen sturen Bauern leiten. Die Bauern sind nun mal eben anders. Die kotzen dich an, und da mußt du hingehen und sagen, Mensch ... komm', gibst du die Hand oder gibst du sie mir nicht. Das konnte der nicht. ... Du mußt schlucken und sagen, na, für wen ist es, für eine gute Sache.“

„Die Idee haben wir zerkloppt“

Frieda Sternberg betont zwar gleich zu Beginn des ersten Interviews, daß sie sich vieles nicht hätte aussuchen können, und sie meint damit auch das Seßhaftwerden in der sowjetischen Besatzungszone. Gleichwohl fand sie in der SBZ und späteren DDR die spezifischen Bedingungen, um die politische Haltung des Vaters, der sich an traditionellen Forderungen der Arbeiterbewegung orientierte, weiterzuleben. Im Vordergrund stand dabei weniger eine politische Utopie, sondern mehr die konkrete Verbesserung der Lebensbedingungen für sozial Schwache und Benachteiligte. Frieda Sternberg blieb dabei immer pragmatisch und kompromißbereit. Gut zu arbeiten und für alle zu sorgen, bedeutete ihr mehr als die große Politik. Die sozialen und politischen Umstrukturierungen in der SBZ/DDR machten es Frieda Sternberg möglich, ihr soziales Engagement mit beruflichem und gesellschaftlichem Aufstieg, auch für ihre Kinder, zu verbinden. Dafür ist sie dem System dankbar, paßte sie sich weitgehend an und nahm hohe Belastungen in Kauf.

Frieda Sternberg blieb ihr ganzes Leben ehrenamtliche Funktionärin, und ihr politischer Aufstieg in die politische Funktionselite stieß an Grenzen, die sie sich nie erklären konnte. Man kann an dieser Stelle nur vermuten, daß die unfreiwilligen Brüche ihrer politischen Karriere auf Faktoren wie unzureichende Bildung, fehlende Parteischulung, eine frühere Mitgliedschaft in der SPD und andere ‚ideologische Unklarheiten‘, wie unangepaßtes Verhalten gewöhnlich umschrieben wurde, zurückzuführen waren. Dies würde zugleich zeigen, daß das Versprechen der SED auf uneingeschränkte Mitwirkung bei der Volksherrschaft an unausgesprochenen politisch motivierten Restriktionen scheitern konnte. Die Kehrseite des politischen Daseins als „Hinterbänkler“ sei jedoch gewesen, daß sie trotz des in den 70er Jahren zunehmenden Dirigismus durch die Führungsspitze immer noch größere Freiräume gehabt hätte als die, die als „Berufsfunktionäre“ im politischen Rampenlicht gestanden hätten und für die viel mehr der Leitsatz gegolten hätte: „Wes Brot ich eß, des' Lied ich sing“. Sie spielt darauf selbst an, wenn sie sagt, daß sie in vielen Dingen ihre Funktion „ehrlicher“ ausüben konnte und sich nicht so sehr verbiegen muß-

te. In ihrem persönlichen Umfeld hieß dies: Frieda Sternberg vergaß nie, woher sie kam.

Die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des DDR-Systems boten der Aufbau- generation, die mit Enthusiasmus und viel Improvisationsgeschick agierte, aber auch generell größere Freiräume, die, so Frieda Sternberg, mit der Amtszeit Honeckers stark eingeschränkt worden seien. Das habe sich u.a. darin gezeigt, daß die Beschlußunterlagen des ZK nicht mehr wie sonst vorab zugestellt, sondern erst eine Stunde vor den ZK-Sitzungen „gelesen“ werden konnten. Mehr als das hätten sich für Frieda Sternberg aber die Entscheidungs- und Handlungsspielräume als LPG-Vorsitzende verengt. Mit der 1972 beginnenden weiteren Zentralisierung in Landwirtschaft und Industrie (Trennung von Tier- und Pflanzenproduktion, Verstaatlichung der Klein- und Mittelbetriebe seit 1972) wurden die Strukturen ihrer Meinung nach immer unübersichtlicher, und es vergrößerte sich die Kluft zwischen Praxis und politischer Entscheidungsebene. Die Auflösung der in den 60er Jahren noch existierenden basisnahen Organisationen wie z.B. des Landwirtschaftsrates bedeutete, daß die Räume für Selbstverantwortung und Risikoübernahme auf der unteren hierarchischen Ebene schrumpften. Die politische Strategie, die Institutionen immer mehr zu entdifferenzieren, führte zugleich zu einer „verminderten Geltung von Rationalitätskriterien bei der Willensbildung und Entscheidungsfindung“ (Lepsius 1994: 20). Frieda Sternberg empfand eine schrittweise Entmündigung. Ständig sei „von oben ‚reingeregelt worden““. Insgesamt hätten sich die rigide Durchsetzung des kollektiven Prinzips und die Vergrößerung der Strukturen als kontraproduktiv erwiesen:

Ihrer Meinung nach waren es Faktoren wie die „unsinnigen Beschlüsse“, der überdimensionierte Verwaltungsapparat und der Neid politischer Funktionäre untereinander, die bei ihr zu einer wachsenden, aber nie offen ausgesprochenen Ambivalenz gegenüber Macht und Autorität geführt hätten. Frieda Sternberg suchte den Erfolg ebenso, wie sie die staatliche Macht und politische Autorität akzeptierte. Gleichzeitig schien ihr der politische Machtapparat als etwas Bedrohliches und in seinen Strukturen als ihren Idealen und Wertvorstellungen in vieler Hinsicht unangemessen. Ohne

dies etwa als oppositionell zu verstehen oder das Gefühl zu haben, etwas Unrechtes zu tun, unterlief sie daher auch vorgeschriebene Verhaltensformen. Sie habe das wie viele andere 'heimlich, still und leise' unter den gegebenen Verhältnissen getan. Frieda Sternberg teilte die sozialistischen Zielvorstellungen, aber nicht immer die organisatorischen und institutionellen Formen der politischen Herrschaft. Für sie waren ethische und sachbezogene Prinzipien ausschlaggebender als bürokratische Regelungen und Parteidisziplin, über die sie sich zwar zum größten Teil nicht hinwegsetzen konnte, durch die sie sich aber in ihrem Handeln oft eingeschränkt fühlte.

Vor dem Hintergrund mehrmaliger wirtschaftlicher und politischer Systemwechsel mit anschließenden „Übergangszeiten“ hat Frieda Sternberg ein pragmatisches Verhältnis zur gegenwärtigen Situation. Sie kann an frühere Erfahrungen anknüpfen, und da zum Vergleichsmaßstab dieser Generation Weltwirtschaftskrise, Kriegs- und Nachkriegszeit gehören, in denen der Kampf ums Überleben dominierte, empfindet sie die Zumutungen der jetzigen Umbruchphase als weniger gravierend. Auch ist für Frieda Sternberg, deren politischer Aufstieg nicht ohne Enttäuschungen erfolgt ist und deren aktive Zeit schon vor der politischen Wende zu Ende gegangen war, mit dem Ende der DDR keine Welt zusammengebrochen. Sie ist weder desillusioniert noch verbittert, sondern hat das Gefühl, ihr Leben, nicht zuletzt im Sinne ihres Vaters, gelebt zu haben. Sie blickt mit Stolz zurück, wobei sie allerdings die Frage bewegt, „was falsch und was richtig gewesen ist“. In diesem Prozeß der Lebensbilanzierung identifiziert sie sich vor allem mit den Aufbaujahren der DDR, aus denen sie ihre Selbstachtung zieht. Die gegenwärtig immer wieder zu hörenden Worte: „Es war doch nicht alles schlecht!“ und „Wir haben doch das Gute und ein besseres Deutschland gewollt“ hat für diese Generation ein besonderes Gewicht. Frieda Sternbergs biographische Bilanz ist dennoch nicht unkritisch. Hätte bei der Gründung der DDR ihr Vater noch gesagt, er sei froh, daß seine Idee gesiegt habe, so müsse sie nun als Tochter feststellen: „Aber die Idee, die haben wir zerkloppt.“

Auffallend ist bei Angehörigen dieser Generation das Denken in größeren historischen

Zusammenhängen, in denen Gewinner und Verlierer eben wechseln, eine Weisheit, die Frieda Sternberg lapidar, aber treffend mit dem Bild: „Die Tröge bleiben, nur die Schweine, die daraus fressen, sind andere“ beschreibt. So verwischen sich gesellschaftliche und politische Systemunterschiede, wird der Lebensabschnitt „DDR“ relativiert und sein Verlauf anderen äußeren „Mächten“ oder menschlichen Fehlern zugeschrieben (vgl. auch Bude 1992: 86). Sie selbst sei nur ein „kleines Licht“ gewesen. Nie habe sie abstimmen dürfen und „als einfacher Mensch ... immer voller Ehrfurcht“ auf einer der hinteren Bänke des ZK gesessen. Aber es ist nicht nur für Frieda Sternberg, sondern für die meisten der ehemaligen Funktionäre, mit denen ich gesprochen habe, kennzeichnend, daß sie dazu neigen, ihre politische Macht im nachhinein eher tief zu hängen.

Frieda Sternberg erklärt vieles im Leben mit naturgesetzlichen Mechanismen, die politische Systeme überdauern. In diesem Sinne versteht sie auch soziale Unterschiede zum einen als Ausdruck einer vorgegebenen Struktur, in die man hineingeboren wird, zum anderen als Resultat menschlicher Unvollkommenheit. „Es wird immer arm und reich geben, auch im Sozialismus“, soll sie einmal gesagt haben. Eine solche Wahrnehmung muß dennoch nicht dazu führen, sich als Subjekt aus der Geschichte zurückzuziehen. Pragmatisch wird von Frieda Sternberg auch jetzt das unter den gegenwärtigen Bedingungen Machbare in Auge gefaßt: *„Den Sozialismus wollen wir nicht retten, aber das Soziale“.*

Zwar liebäugelt sie damit, an ihre eigene sozialdemokratische Vergangenheit anzuknüpfen; aus Treue dem Vater gegenüber und weil sie die lokalen Vertreter der SPD zu schwach findet, bleibt sie jedoch – wenn auch weitgehend passives – Mitglied der PDS.

Frieda Sternberg ist eine markante Persönlichkeit der Aufbaugeneration der DDR, die aufgrund ihrer gelebten Geschichte lange Zeit legitimitätsstiftend und politisch integrierend gewirkt hat. Selbst wenn sich ihr politischer Grundkonsens, den sie aus der Vergangenheit bezog, nicht auf die nachfolgenden Generationen übertragen ließ, bleibt sie auch jetzt für viele Jüngere glaubwürdig.

Das Vergangene in der Gegenwart

Gemeinsam ist Frieda Sternberg und Marion Gräfin Dönhoff, daß sie durch bestimmte historische Ereignisse und sozialstrukturelle Verhältnisse dazu gezwungen wurden, schon früh und in einem für Frauen damals ungewöhnlichen Maße Verantwortung zu übernehmen. Eine wesentliche Erfahrung war in diesem Zusammenhang ihre Vertreibung aus Ostpreußen, in der beide ohne fremde Hilfe und unter besonders schwierigen Umständen für die ihnen anvertraute familiäre Gemeinschaft sorgen mußten. Neben der besonderen Belastung bedeutete diese historische Phase aber auch neue Chancen und eine Erweiterung traditioneller Lebensformen. Mit dem Verlust ihrer Heimat nahmen beide zugleich Abschied von der sog. „alten Welt“ (Dönhoff), die noch weitgehend aristokratisch geprägt war. Ihr „neues Leben“ beginnt in zwei völlig gegensätzlichen Gesellschaftssystemen, der SBZ/DDR und der westlichen Besatzungszone/BRD, in denen der Prozeß der Industrialisierung das Leben in sehr unterschiedlichem Tempo veränderte. Aber obwohl Frieda Sternberg und Marion Gräfin sowohl ihrer Herkunft nach als auch in ihrer politischen Sozialisation grundlegende soziale und politische Gegensätze repräsentieren, zeigen sie in ihrer gegenwärtigen Haltung und in ihren Werten Gemeinsamkeiten, die historisch determiniert sind und auf die sie bei der Bewältigung von Neuem oder Brüchen zurückgreifen. Sie ergänzen sich auch in ihrem Bezug auf eine historische Epoche, die sie beide, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, erlebt haben, die aber dennoch für beide einen wesentlichen Vergleichsmaßstab bei der Bewertung ihrer weiteren Entwicklung bildet. Dieser vergangene *gemeinsame historische Lebensraum* (Mannheim 1967) ist vor allem durch gemeinschaftliche Sozialverhältnisse geprägt, die sich durch einen hohen Grad an emotionaler Gebundenheit, moralischer Verpflichtung und Überschaubarkeit auszeichneten. Ebenso wie Frieda Sternberg plädiert auch Marion Gräfin Dönhoff für die Stärkung bestimmter ethischer Werte und Tugenden: Dies sind Toleranz, die Bereitschaft zu Versöhnung, Gemeinsinn, soziale Verantwortung, Bescheidenheit und die Fähigkeit zur Selbstbefragung. Die vom Vater übernommenen alten Ideale der Arbei-

terbewegung einer Frieda Sternberg und die preußischen Tugenden des alten Adels, auf die sich Marion Gräfin Dönhoff bezieht, konvergieren insbesondere in der sozialen Verpflichtung anderen gegenüber und in ihrer asketischen Dimension. Wenn Marion Gräfin Dönhoff in einem Interview (Der Tagesspiegel, 21.5. 1995, S. 4) sagt: „Selbstverwirklichung und Amusement - ich weiß überhaupt nicht, was das ist...“ Sie habe sich immer durch das Leben verwirklicht, dann erinnert das an die Selbstbeschreibung von Frieda Sternberg, die von sich sagt, daß ihr Leben hauptsächlich aus Arbeit bestanden hat.

Marion Gräfin Dönhoff hatte als engagierte Journalistin und Buchautorin ihren Platz schon immer hauptsächlich in der Öffentlichkeit. Aber auch in der biographischen Selbstbeschreibung einer Frieda Sternberg steht die politische und berufliche Rolle an erster Stelle, während das private Leben oft nur am Rande erwähnt wird. Frieda Sternberg hat ebenso wie Marion Gräfin Dönhoff ein ausgeprägtes Bewußtsein für historische Zusammenhänge und die spezifische Historizität ihrer Biographie. Beide sind sich ihrer Rolle als Zeitzeugen bewußt, anhand deren die deutsche Geschichte hautnah nachvollzogen werden kann. Der Titel des Buches, in dem Marion Gräfin Dönhoff von ihrer Flucht aus Ostpreußen erzählt: „Namen, die keiner mehr nennt“, hat daher programmatischen Charakter. Ihre Generation gehört zu denjenigen, die noch vom Anfang des Jahrhunderts berichten können. Es wäre falsch, würde man ihr Plädoyer für mehr Gemeinsinn und Toleranz nur als eine die Vergangenheit verklärende Nostalgie oder als reinen Anachronismus abtun. Was sich vielmehr in ihrem Festhalten an Tradition und Moral zeigt, ist das, was Bloch in „Erbschaft dieser Zeit“ die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen genannt hat. „Reale Ungleichzeitigkeiten“, so Bloch, sind Antriebe und Reserven aus vergangenen Zeiten, die in der Gegenwart fortleben. „Sie sind unüberwundene Reste älteren ökonomischen Seins und Bewußtseins, die durch krisenhafte Entwicklungen in der Gegenwart freigesetzt werden“ (Bloch 1979: 113 ff.). Eine mögliche Antwort darauf besteht in einer politischen Kultur, in der bewußt gemacht wird, inwieweit sich Spuren kollektiver Geschichte und Mentalitäten selbst über Systemunterschiede hinweg erhalten haben. Die

Biographien von Frieda Sternberg und Marion Gräfin Dönhoff tragen in diesem Sinne dazu bei, aus ost- und westdeutschen Lebenserinnerungen gemeinsame Geschichte werden zu lassen (Bude 1992). Frieda Sternberg jedenfalls zeigt den Mut zur Geschichte und kann sich einen Dialog mit Marion Gräfin Dönhoff, deren moralische Autorität sie auch heute schätzt, vorstellen: „Und wie die Grenzen geöffnet waren, habe ich ihr ja direkt geschrieben. Drum sehen Sie ja auch, ich habe wirklich keinen Haß auf diese Menschen.“

Literatur

- Arendt, Hannah 1993. Besuch in Deutschland. Berlin: Rotbuch (zuerst 1950)
- Bloch, Ernst 1979. Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt/Main 1979 (zuerst 1962)
- Bude, Heinz 1992. Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Calließ, Jörg 1991. Historische Orientierung und Geschichtskultur im Einigungsprozeß. Rehburg-Loccum: Evangelische Akademie Loccum (Loccumer Protokolle 8/91)
- Der Tagesspiegel vom 21.5.1995, S. 4: „Der Individualismus ist sehr weit getrieben“. Marion Gräfin Dönhoff beklagt wachsende Brutalisierung des Alltags/Werben für mehr Toleranz in der Gesellschaft. Ein Interview mit Marion Gräfin Dönhoff von Jörn Rohwer
- Dönhoff, Marion Gräfin; Rudolf Walter Leonhardt; Theo Sommer 1964. Reise in ein fernes Land. Bericht über Kultur, Wirtschaft und Politik in der DDR. Hamburg: Nannen-Verlag (DIE ZEIT Bücher)
- Dönhoff, Marion Gräfin 1985. Weit ist der Weg nach Osten. Berichte und Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt
- Dönhoff, Marion Gräfin 1988. Kindheit in Ostpreußen. Berlin: Siedler/Goldmann
- Dönhoff, Marion Gräfin 1991. Namen, die keiner mehr nennt. Ostpreußen - Menschen und Geschichte. München: Dtv (zuerst 1964)
- Dönhoff, Marion Gräfin 1991a. Polen und Deutsche. Die schwierige Versöhnung. Frankfurt/M.: Luchterhand
- Dönhoff, Marion Gräfin (u.a.) 1992. Ein Manifest. Weil das Land sich ändern muß. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Dönhoff, Marion Gräfin (u.a.) 1993. Weil das Land Versöhnung braucht. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Engler, Wolfgang 1992. Die zivilisatorische Lücke. Versuch über den Staatssozialismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Friedeburg, Ludwig v. (Hrsg.) 1967. Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1. Auflage 1965)
- Gensior, Sabine (Hrsg.) 1994. Frauenarbeit im ost-westdeutschen Vergleich. Ein Beitrag zur Beschäftigungssoziologie. Berlin: edition sigma
- Joas, Hans; Martin Kohli (Hrsg.) 1993. Der Zusammenbruch der DDR. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Joas, Hans; Martin Kohli 1993. Der Zusammenbruch der DDR: Fragen und Thesen. In: Joas/Kohli (Hrsg.) 1993, S. 7-28.
- Kaelble, Hartmut; Jürgen Kocka; Hartmut Zwahr (Hrsg.) 1994. Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta
- Kohli, Martin 1994. Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und Differenzierung. In: Kaelble/Kocka/Zwahr (Hrsg.) 1994, S. 31-61.
- Lepsius, Rainer M. 1994. Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte der DDR. In: Kaelble/Kocka/Zwahr (Hrsg.) 1994, S. 17-30.
- Mannheim, Karl 1965. Das Problem der Generationen. In: Friedeburg (Hrsg.) 1967, S. 23-48 (zuerst 1928/29)
- Mayer, Hans 1991. Der Turm von Babel. Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Meuschel, Sigrid 1992. Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Nordmann, Ingeborg 1993. Erfahrungen in einem Land, das die Realität verloren hat. In: Arendt 1993, S. 67-95
- Plato, Alexander v.; Wolfgang Meinicke 1991. Alte Heimat - neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. Berlin: Verlags-Anstalt Union
- Schlegelmilch, Cordia 1993. Deutsche Lebensalter. Erkundungen in einer sächsischen Kreisstadt. In: Prokla, 23. Jg., Juni 1993, H. 91, S. 269-295
- Schlegelmilch, Cordia 1994. Zwischen Kollektiv und Individualisierung - Gemeinschaftserfahrungen im Umbruch. In: Gensior (Hrsg.) 1994.
- Schütt, Hans-Dieter; Peter Neumann 1988. Junge Welt Gesprächs-Serie (10). In: Junge Welt Nr. 133, 7. Juni 1988, S. 3
- Wernstedt, Rolf 1991. Geschichtliche Orientierung und politisches Bewußtsein im Einigungsprozeß. In: Calließ 1991, S. 271 - 289